

auf die idealen Wunschhoffung, die in die Akademie gehen, gleich herein, und sie verließ: einer ist, um so größer ist die Gefahr für so einen Frau. Ein Wegner Madel schwärmt schon auch, aber ein bißel g'felter ist's schon, und trant wib's mit'n dast. Jetzt muß man halt schon, in wen sie verliebt ist. Hast Du gar keine Ahnung? Ich nem', mit wem sie besonders oerzcht?

Welsbach dachte angestrengt nach.
„Nein“, sagte er dann. „Sowelt ich gesehen habe, ist nur wie Unterwood viel mit ihr zusammen, eine reiche, sehr sympathische Amerikanerin.“

„Jesse, na, die ist's doch natürlich nicht. Ich mein' doch die jungen Männer!“
„Das weiß ich wirklich nicht.“
„Wo dann gib halt jetzt ein bißel Obacht. So was läßt sich schon sehr leicht herausfinden, wenn man die Augen aufst.“

Welsbach wußte nun aber gar nicht, wie er das anfangen sollte. Zunächst sorgte er ja da'für, daß Phinele nicht oft in seiner Gesellschaft nach Hause fuhr. Immer ging das aber doch nicht, und diese gemeinschaftlichen Seminare, die ihm sonst lieb gewesen waren, machten ihm nun plötzlich auch keinen Spaß mehr. Das Bewußtsein, daß er den Aufpasser spiele, erfüllte ihn mit tiefem Unbehagen, und mitunter meinte er sogar, Phinele könne dadurch mitranchen werden.

Er kam also mit seinen Beobachtungen nicht vorwärts, und Frau Marie wurde ungeduldig. Tag für Tag fragte sie nach den Ergebnissen seiner Beobachtung; und Tag um Tag mußte Welsbach gesehen, daß er nichts entdeckt habe. Frau Marie schüttelte den Kopf. Ihr Alter war so ein lieber und sonst auch ein ganz gehei: er Mensch; aber manchmal doch auch ganz schrecklich dumm.

Phinele hatte in der wachsenden Verächtlichkeit doch immer auch Momente, in denen das Bedürfnis nach Zärtlichkeit durchdrang. Dann konnte sie unendlich weich und anhänglich sein, und Frau Marie erlebte dann wehmütig und in mütterlichen Schauern, wie süß der Sturm hinfüher Hingabe sein kann. Einmal in einer stillen Stunde, fragte sie ganz besüßam nach dem, was sie wissen wollte: Wie die Kolleginnen seien und die Kollegen; und ob sie sich schon recht eingelebt und netten Anschluß gefunden habe?

Phinele warf verächtlich die Lippen auf.
„Ich du lieber Gott, wenn man will — Anschließ kriegt man da'd. Aber ich mag das nicht. Es gibt ja sehr nette Menschen, aber man kann doch nicht mit allen Freundschaft haben. Und die meisten sind vertraut miteinander, daß man denken kann, sie sind die besten Freunde, und sind doch egoistisch und alle neidisch aufeinander. Na, und der Klatsch erst —! Weißt Du, das liegt mir nicht. Eigentlich ist da nur Eine, mit der ich verkehre, und die ist schon sehr brav. Eine Amerikanerin. Sehr stolz und schrecklich reich. Aber ich hab' sie fürchtbar lieb.“

Frau Marie meinte, Phinele solle doch ihre Freundin einmal mit herausbringen. Zur Pause vielleicht, oder auch einmal abends. Ganz zwanglos natürlich. Vielleicht, so dachte sie, war von der Freundin etwas zu erfahren.

Phinele war sehr glücklich über die erteilte Erlaubnis und Frau Marie bekam einen herzerquickten Aus für das. Und weil Phinele nun einmal das Herz aufgegeben war, erzählte sie auch von Frau Biehal, von ihrer Kinderfreundschaft, und wie sie ihn nun wiedergehen habe.

Frau Marie horchte schmunzelnd auf, und abends sagte sie triumphierend zu ihrem Mann: „Nun nun weiß ich's, wer's ist. Biehal heißt er und ist ein Jugendfreund von ihr.“

Welsbach machte ein verächtliches Gesicht.
„Der Biehal soll's sein?“ Er entsann sich nun, daß Phinele damals, als er zum ersten Male von Wien und von der Akademie gesprochen, den Namen genannt hatte. Aber er konnte trotzdem nicht recht daran glauben. Wenn Phinele den Biehal wirklich liebte, dann brauchte sie deshalb doch gewiß nicht topfängerisch zu werden. Der Biehal sei ein stiller, bescheidener Mensch. Wenn ein Madel wie Phinele, den liebe, dann werde er das schon merken und sein Gesicht leihalten. Und wenn ihm dazu der Mut fehle — Phinele habe doch ganz das Zeug dazu, ihm zu helfen. Das brädhien die Mädels doch alle fertig.“

„Jesse, Mann,“ rief Frau Marie lachend, „wenn man Dich so hört — man könnte wunder denken, wie gut Du die Mädels kennst. Woher willst Du das denn wissen?“

„Na, Du hast schon Grund, zu spotten,“ meinte er gutgläubig. „Ich weiß eine Zeit, da hatt' ich ein Madel furchtbar lieb, und ich hab' schon gesehen, sie machte mich auch. Aber nicht um die Welt hatt' ich's ihr sagen können. Na, und wenn sie nicht so herzerquickend resolut gewesen wäre — wer weiß, ob ich den Mund aufgetan und sie geliebt hätt.“

Frau Marie lachte ein bißchen verlegen, aber aus ihren Augen leuchtete das Glück.

„Ach, Du — nun willst Du mir wohl noch vorwerfen, daß ich Dich lieb gehabt hab'? Uebrigens verläßt Du auch heut' noch nichts von der Lieb und von Hebeleser! Du meinst, der Biehal müßt' schon zugreifen, wenn er merkt, wie das Phinele ihn gern hat. Aber daran denkst Du nicht, daß der Biehal vielleicht schon eine andere gern hat und daß das ganze Unglück vom Phinele daher kommen könnt'!“

Das mußte Welsbach zugehen, und er dommerde wieder einmal die tiefere Einsicht seiner Frau. Woher sie das bloß haben, die Frauen, dachte er und gab seiner Augen Mäze einen Aus.

Von Billi Underwood erfuhr Frau Marie dann aber, daß sie sich doch geirrt hatte. Billi erzählte von dem Ausen und von ihrer Sorge um Phinele. Sie sei ganz benommen und für keine Vorstellung zugänglich. Der Petrowitsch sei ein Windbeutel und ein gewissenloser Mensch. Das habe sie Phinele schon gesagt und sie dringend gemahnt. Aber das sie natürlich sehr dumm gewesen, denn Phinele glaube nun erst recht an ihren Abgott, und sie ziehe sich lieber immer mehr von ihr, Billi, zurück. Das mache ihr große Sorge und sie habe schon allerlei Pläne ge'acht, es sei aber doch mit keinem etwas anfangen, wenigstens jetzt noch nicht. Und nun sei fe ratlos.

Frau Marie war sehr bestürzt über diese Entfällung, und auch sie wußte keinen Rat. Und Welsbach war außer sich, als er davon hörte. Dieser Petrowitsch, die: armenhafte Polezer, wagte es, die Augen zu Phinele zu erheben! Na, der konnte sich aber freuen! Den wollte er —

Als er dann aber ernsthaft überlegte, was er denn wollte, und was er gegen Petrowitsch tun konnte, da ergab sich, daß er gar nicht in der Lage war, etwas zu unternehmen. Die Privatangelegenheiten seiner Schüler gingen ihm nichts an, und der Kusse war der allerletzte, der sich da etwas hätte sagen lassen. Es gab wohl eine Möglichkeit, dem Ausen unter vier Augen auf Grund der pflegerischen Autorität die Meinung zu sagen, aber wie er den Petrowitsch kannte, war auch damit mehr zu verberben, als gut zu machen. Da kam Welsbach bestimmet zu dem Schluß, daß man die Dinge zunächst gehen lassen müsse, wie sie gehen wollten, und daß man sich darauf beschränken müsse, die Augen offen zu halten. Das war auch die Meinung seiner Frau, aber sie hatte noch den Herzenswunsch, daß der Himmel ihren Allen einmal auch wirklich mit hellen Augen begnaden möge.

Inzwischen waren die Dinge aber schon so weit gediehen, daß Welsch eine Entschgebung herbeiführen konnte.

Es war am Abend nach dem Besuch Billis auf dem Kohlenberg. Phinele hatte allerlei in der Stadt zu besorgen. Welsbach war in der Stadt und er wollte über Nacht in der Stadtwohnung bleiben. Frau Marie hatte alle Hände voll zu tun, da die Ueberstellung in die Stadtwohnung bevorstand, und so entschloß sie sich schweren Herzens, Phinele allein fahren zu lassen.

Und nun geschah es wirklich, daß Phinele mit Welsch in der Räumertstraße zusammentraf. Phinele war sehr glücklich, und sie war natürlich damit einverstanden, daß er sie begleitete. Und während sie ihre Besorgungen machte, erzählte er ihr von seiner neuesten Komposition, einem Stutzerwalzer für Klavier und Geige. Den wollte er ihr zu Ehren Phinelewalzer nennen, und sie müsse ihm erlauben, die Komposition ihr widmen zu dürfen. Er habe schon überlegt, ob man Phineles Bild nicht auf das Titelblatt legen solle.

Phinele war ganz benommen von Glück und Freude. Ein Phinelewalzer! Sie hatte zwar ganz leise das Gefühl, als schmeide das ein wenig nach Wiener Tanzmusik, aber dagegen

wehrte sie sich tapfer. Wenn Welsch ihr ein Werk widmete, dann konnte das natürlich nur etwas ganz Bornhones sein. Und wenn dann der Stutzerwalzer auf dem Programm stand und wenn alle Welt ihn bejahte, dann würde sie ganz still dastehen und immer daran denken, daß jede Note an sie ganz allein gerichtet war, und ihr Herz, das fühlte sie, würde dann starrstich die Antwort pochen. Denn das wußte sie ganz genau: Ihr Herz gehörte dem genialen, dem göttlichen Mann, der da neben ihr hinstand und sie mit den köstlichsten Blüten seines Geistes überschüttete. Nur von dem Bild auf der Titelseite wollte sie nichts wissen. Sie konnte keine Gründe dagegen nennen, aber ein inneres Widerstreben, über das sie sich keine Rechenschaft geben konnte, sprach entschieden dagegen, und er behakt nicht darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstlandschaft.

Goldregen leise aus Fenster hämmern
In traubenschwerem Neigen und Schwanken.
Im buschigen Garten lag Spähen zanken,
Und Rappeln färschlich die Zeit verdammern.
Dahinter, entlang an dem blauen Haun,
Ein schwerer Regen pochte zu Tal.
Am Leiche unter ein weißes Portal
Stet hoch sich aus Büschen, gelb und braun.
Reit hinter Eschloß und Parkesgratten
Ein Wädeln blaubert durch grüne Matten.
Es kommt aus dem regenben Taun gesprungen,
Der drüben auf bösem Felsenwall
Mit vielen Millionen Augen
Verlündet die Wunder des ewigen Aus.
Der Höhe weltumfängende Scharen
Und hehen auf die hohen Fankaren
Des Ursprunges aus Felsen und Klust.
Zur Finen verberbt der Bergesriden,
Die bebugt unter erdenstweier Last
Und breitet vor den erkauften Wäden
Die Ebene hin am Sonnenlag.
Die lockt uns, an ihren schimmernden Regen
Im Wandern goldreife Früchte zu drehen,
In ihren stillen Schattengehagen
Zu lagern an Märchen plauselnden Wäden.
Im tiefen Frieden ruht die Fur
Und hegt kein Bangen und kein Verlangen,
Als stände veranert die Weltensuz
Und wären jedweder Kreatur
Die nagenbden Wünsche schlafen gegangen.
Und unsere Seele in leichem Flug
Gesellt sich froh dem Schwalbenzug
Zu unendlichen leuchtenden Fernen,
Zu neuen Wundern auf neuen Sternern.

Adolf Kassau.

Ich habe ein Klavier zu verkaufen!

Son
Richard Nieß. (Nachdruck verboten.)

In meiner Diele stand ein Klavier. Die Diele ist altdeutsch, und das Klavier war Empire. Escht altbeußig und unecht Empire. Die Diele ist harmonisch, das Klavier aber wußte von Harmonien schon längst nichts mehr. Es war so mißgestimmt wie ich, wenn ich es sah. Es war so scheußlich wie die Edne, die Tante Fiora, die es uns vermachte hätte, ihm während ihres ganz in Poesie gewandten Lebens entlokt.

In meiner Diele diente das Klavier sozusagen als Waschenbaum. Wer vorbeiging, geriet über sonstige temperamendvoll war, der hob den Deckel in die Höhe und haute ein paar kräftige Wätschen über die Tastatur. Das Klavier schrie in allen Wätschen, wehlagte, dumpfte. Dieser Ärger war, wenn man es so nehmen will, seine Rahe —. Sonst aber war es in all den letzten Jahren völlig ungeschäftlich. Der fäule gewohnt, Klagen liegen Edne mit, drückte wirklich mal ein fünfziger paghaster Finger eine Taste nieder. Klackerst du etwa, mit diesem Finger das schöne Lied. Alles neu, macht der Mai dem Klavier anspruchlos, so vernachlässigt du nicht eine zimperliche Tonreihe, sondern geradezu Dreßsternmuff.

D. h. eigentlich mehr Dreßsternmuff. Genauer ist das nur ausgedrückt worden. Und das war gut so.

Käufer dem Besorge, daß man nicht mehr regelmäßig käm von ihm zu bestirchten brauchte, hatte das Klavier nichts Empfehlenswerthes.

Schon hatte ich beschloßen, es Bettez Kauf, mit dem ich fürs weitere Leben verknast war, testamentarisch zu vererben mochen, da las ich eines Tages in der Zeitung: „Haben Sie ein Klavier zu verkaufen? Wohl so alte, noch so schadhafte Instrumente abernimmt zu den dagesenen Preisen. Preis 69 999.“ Bevor ich mich über diese Klavierkaufende Telesphonnummer berührt hatte, las ich einige andere Inserate, die gleichfalls irgendeiner Schuldigt noch alten Klavierern Ausdrück gaben. „Kaufen Sie Ihr altes Klavier. Es wird Sie nicht gereuen!“

So beschloß ich denn, das Klavier zu verkaufen. Kaum hatte ich diesen Entschluß gefaßt, da rief mich Freund Hufelesier an. Er hatte ein Theater gepachtet und wollte seine Stüde elegant ausstatten. Ob ich ihm nicht einen Klavierleihen könne?

„Gut, was! Da könnte er ja gleich meine Schreibmaschine haben wollen. . . Arbeitsgeräte verleiht man nicht,“ erwiderte ich, „aber . . . wenn dir vielleicht mit einem Klavier gedient ist?“

„Großartig!“ rief Hufelesier. „Auch heute wird es abgeholt.“

Ich war mein Klavier los. Keine der Klavierer suchten den Telesphonnummern brauchte ich nun in meine arme, aber reichliche Wohnung zu lassen. Das Hufelesier es den Kauf lustigen zeige, war Hebung meiner Selbstberechtigung. Denn hingte ich mich aus Telesphon. Hinaf Nummern rief ich an. Herr Weiß und Frau Schwarz, Herr Blume und das Ehepaar Finkus meldeben sich. Julest kam die Firma Sauerzig.

In einer alten Familienchronik steht zu lesen, daß Tante Fiora das Empireklavier für 398 M. bei Hans Kraagat Kassehonto erkanden hatte. Das sagte ich weder Herrn Weiß noch Frau Schwarz, noch den anderen, die sich auf Marx „genügt“ Sondern ich antwortete auf die Frage nach dem Preis: „Machen Sie Ihr Gebot!“

Mein Freund Hufelesier hatte am anderen Morgen schon seinen großen Tag . . . und das ist viel für einen einjährigen Morgen. Sein Theater war ausverkauft. So viele Leute gab es, die alte Klavierer kaufen wollten. Ich hatte allen Restanten gesagt: „Das Klavier ist zu sehen: Im zweiten Akte des Trauerspiels „Am des Sohnes Erbe“ im Aufstigen Theater. Eröffnungsvorstellung.“

Des Sohnes Erbe wurde im zweiten Akte verbeigert. Man kann sich denken, wie rot die Köpfe der ladverköndigen Zuschauer waren. „Friedenspreß!“ rieferte Frau Finkus Herrn Blume zu. „Mithieten möcht man.“ Herr Weiß der Dame Schwarz. Man lachte. Denn man schätzte: Das alles ist ja Theater. Doch da plötzlich . . . plötzlich wurde Ernst aus dem frohen Spiel: Auch das Klavier, das schöne rote Mahagoni-Empire-Klavier kam unter den Hammer. Da belannen sie sich ihres Zweckes, all die Herren und Damen, die die letzten Partietreiben füllten. Da wurden die Augen der Frau Schwarz groß wie Suppenteller, und Herr Finkus mußte sich immer wieder den Sommerlag von der Glase wischen. Herr Blume aber konnte sich nicht halten. Und als der Auktionator auf der Bühne sagte: 200 Mark zum ersten . . . zum zweiten . . . da rief unser Mann lähn: „250.“ Das Publikum, soweit es an dem Klavier geschäftlich nicht interessiert war, wurde zurück. Der andere Teil aber konnte sich überhaupt nicht mehr wehren. Man erkob sich, hielten durchschwirren die Luft. „320“ hiebt der beste Herr Finkus und es wurde erst ruhiger, als der Regisseur die Bühne betrat und erklärte, die Besichtigung sei Teil des Stückes. Wer aber das Klavier wirklich erwerben wollte, der möge ändern Tags ins Bureau kommen.

Anderen Tags, in den Morgenstunden es mochte gerade sechs gewesen sein — weckte mich das Telesphon. Herr Blume war's. Er habe das Stück gesehen. Er und Weiß und Finkus und die Schwarz und die Firma Sauerzig, und all die anderen, die davon erfuhren, sie hätten das Stück befristigt . . . während der Besichtigung und nach der Besichtigung . . . und er biete 380 Mark.

„380 Mark?“ Das hatte ja ungeschätz Tante Dora bezahlt. Damals, als das Klavier noch unbenutzt war? Das konnte Blumes Ernst nicht nicht glauben er, daß ich auf jede Entschädigung für jahrelange treue Döht verzichten würde? War es nicht meine Diele, in der die Seiten verrotten? Nicht meine Frau, die so manches liebe Mal auf die Tastatur niedergefaßt war, um dieses Mittel zur Tonerzeugung, zu rufesührender Räumerräumung immer ungeschätz zu

